



Leseprobe aus Benkel und Meitzler, Jahrbuch Tod und
Gesellschaft 2022, ISBN 978-3-7799-6727-9

© 2022 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6727-9](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6727-9)

Inhalt

Thorsten Benkel/Ekkehard Coenen/Ursula Engelfried-Rave/
Matthias Meitzler/Melanie Pierburg/Miriam Sitter/Michaela Thönnies:
Kultur ist die Natur des Todes.
Einleitung in das ›Jahrbuch für Tod und Gesellschaft‹ 5

I Beiträge des Wissenschaftlichen Beirates

Hubert Knoblauch:
*Vom Nahtod zur Thanatosoziologie. (Rück-)Blicke auf die Entwicklung
(m)eines Forschungsfeldes* 10

Gesa Lindemann:
*Der Tod des Menschen. Eine gesellschaftstheoretische Situierung
der Thanatosoziologie* 23

Ronald Hitzler:
Trauern und Trauer. Bemerkungen zu einem vielschichtigen Phänomen 37

Tony Walter:
Some Uses and Misuses of Thanatological Research 47

Ursula Streckeisen:
Welche Medizin? Welche Seelsorge? Über Diskurse des guten Sterbens 56

Thomas Klie:
*Friedhof und Leben. Eine Pilotstudie zur Sicherung der Zukunftsfähigkeit
von norddeutschen Friedhöfen in kirchlicher Trägerschaft* 71

II Aus dem Arbeitskreis Thanatologie

Thorsten Benkel:
Die Echokammern des Suizids 84

Ekkehard Coenen:
Hinrichten. Beobachtungen zu einer kommunikativen Form des Tötens 105

Melanie Pierburg:
*Das Comeback der Infektionskrankheiten. Covid-19 und die Perspektiven
der Thanatosoziologie* 126

Ursula Engelfried-Rave/Christoph Nienhaus:
Trauer im Spannungsfeld von Laien- und Expertenwissen 140

Miriam Sitter:
Trauerbegleitung – (k)eine Frage der Professionalität? 162

Matthias Meitzler/Michaela Thönnies:
Sterben unter organisierten Bedingungen. Zum thanatosozologischen Beitrag von David Sudnow 184

III Besprechungen thanatologischer Literatur

Kurz besprochen:

A. Behzadi (2020):
Sterben dürfen im Krankenhaus. Paradoxien eines ärztlichen Postulats in der Behandlung Schwerstkranker 210

E. von den Driesch (2021):
Unter Verschluss. Eine Geschichte des Suizids in der DDR 1952-1990 211

T. Spranger/F. Pasic/M. Kriebel (Hg.) (2021):
Handbuch des Feuerbestattungsrechts 212

Rezensionen:

Manuel Stetter: *Aschediamanten. Die Präsenz der Toten und die Materialität des Sozialen*
Über: T. Benkel/T. Klie/M. Meitzler (2020): *Enchantment. Ashes, Diamonds and the Transformation of Funeral Culture* 214

Patrick Nehls: *Man weiß ja nie...*
Über: T. Benkel/M. Meitzler (Hg.) (2021): *Wissenssoziologie des Todes* 217

Ekkehard Coenen: *Thrilled to Death*
Über: M. H. Jacobsen (Hg.) (2020): *The Age of Spectacular Death* 220

Matthias Meitzler: *Natürlichkeit als kulturelle Inszenierung*
Über: J. Kaiser (2021): *Bestattet unter Bäumen. Über den gegenwärtigen Wandel der deutschen Bestattungskultur* 223

Matthias Meitzler: *Ciao Bello! Kulturwissenschaftliche Forschung zur Geschichte und Gegenwart der Heimtierbestattung*
Über: U. Neurath (2019): *Tier und Tod. Mensch und Tier am Beispiel von Tierbestattungen* 226

Sven Schwabe: *Ausbildung zur hospizlichen Sterbebegleitung*
Über: M. Pierburg (2021): *Sterben und Ehrenamt. Eine Ethnographie der Ausbildung zur Sterbebegleitung* 230

Thorsten Benkel: <i>Die Leiche von Schrödingers Katze. Zweidimensionale Zumutungen der Filmrezeption</i>	
Über: L. Räuber (2019): <i>Todesbegegnungen im Film. Zuschauerrezeption zwischen Zeichen und Körper</i>	232
Melanie Pierburg: <i>Die Paradoxien des authentischen Sterbens</i>	
Über: N. Streeck (2020): <i>Jedem seinen eigenen Tod. Authentizität als ethisches Ideal am Lebensende</i>	234
<i>Autorinnen und Autoren</i>	237
<i>Grabstein des Jahres</i>	243

Kultur ist die Natur des Todes

Einleitung in das *Jahrbuch für Tod und Gesellschaft*

Culture is the Nature of Death

Introduction to the *Annual Review of Death and Society*

Zu behaupten, dass Sterben, Tod und Trauer elementare Formen des sozialen Lebens sind, mag auf den ersten Blick widersprüchlich wirken: Ist nicht zumindest der Tod, wie es bei Kant heißt, etwas, das man gerade *nicht erleben kann*? Ist er als etwas Nicht-Erlebbares nicht das, was auf intersubjektiv schwer nachvollziehbare Weise den *anderen* geschieht, nicht aber einem selbst? Steht folglich nicht einzig das *eigene* Sterben als Erfahrung zur Verfügung, mit der Einschränkung jedoch, dass man über diese Erfahrung keine abschließende Bilanz mehr ablegen kann? Und verweist nicht zuletzt Trauer, die zwar – wie alle Gefühlsempfindungen – eine gesellschaftliche Dimension impliziert, letztendlich und vor allem auf die psychologische Disposition Einzelner zurück?

Die Redaktion des hiermit vorgelegten, ersten *Jahrbuches für Tod und Gesellschaft* ist der Ansicht: nein. Keine der oben gegebenen, in verschiedenen theoretischen Auseinandersetzungen mit dem Lebensende vorfindlichen, im Alltagsdiskurs präsenten und insbesondere in Praktiker- und Betroffenenkreisen kursierenden Zuschreibungen teilen wir. Vielmehr neigen wir dazu, diskursive Mythen mit der vorliegenden Publikation und ihren geplanten Anschlussbänden ausdrücklich zurückzuweisen und über den Haufen zu werfen. Uns ist klar, wie in der Soziologie ohnehin unwidersprochen sein dürfte, dass substantielle Äußerungen zum ›Wesensgehalt‹ des Unerfahrbaren, also hier: des Nicht-Lebens, nicht mehr ernsthaft postuliert werden können. Man braucht nicht explizit einem sozialkonstruktivistischen Paradigma zu folgen, um anzuerkennen, dass die kulturelle Prägung das je vorherrschende Verständnis von Sterben, Tod und Trauer definiert. Nun stellt aber die Trennung der Natur von der Kultur mittlerweile keine sinnvolle Dichotomie mehr dar. Der zweifache todesversierte soziologische Vordenker Norbert Elias (er ist Autor eines Buches über das Sterben – und er ist selbst tot) hat entsprechende Nachweise am Beispiel der psychogenetischen Verhaltensprägung des menschlichen ›Innenlebens‹ durch die sich wandelnden Existenzbedingungen geliefert. Seine Kultur, schreibt Elias, ist die eigentliche Natur des Menschen. Die Rituale, die um das Sterben, den Tod, das Bestatten sowie das Betrauern und Gedenken eines Menschen kreisen, sind daher nicht als anthropologische

Selbstverständlichkeit zu bemessen. Die Pluralität der hierbei auswählbaren Modi spiegelt heutzutage vielmehr die Vielfalt unterschiedlicher Werthaltungen und normativer Konzepte wider. Somit kann auch von verbindlichen ›sozialen Spielregeln‹ nicht mehr die Rede sein, wenn es um die ›richtige‹ oder auch nur um eine ›adäquate‹ Methode des Umgangs geht – denn für die präzise Unterscheidung des Angemessenen vom Unpassenden fehlen die Kriterien. Nicht einmal das Rechtssystem kann hier noch verlässliche Impulse setzen, da längst sämtliche Leitlinien, die das Handeln von Mitmenschen steuern sollen, untergraben werden und autonome Umdeutungen der ›erlaubten‹ Handlungsspielräume im Kontext des Todes mittlerweile keine Ausnahme, sondern eine typische Erscheinung sind.

Der gesellschaftliche Umgang mit dem Lebensende ist in Zentraleuropa und vielen weiteren Regionen der Erde vor allem von der *Optionalität* der sozialen Bindung an bestimmte auswählbare Möglichkeiten gekennzeichnet. Scheinbar abseits der bestehenden Umbrüche liegt als ›natürlich‹ interpretierbarer Rest einzig die Leiche vor; doch selbst die Handhabungen toter Körper sind in Wahrheit einem stetigen Wandel unterworfen, der sich in der Medizin ebenso nachvollziehen lässt wie in der Bestattungsbranche. Das Spektrum der Innovationen, die eine Bedeutungstransformation auslösen, ohne die Materialität des Leichnams zu negieren, reicht von bildgebenden Verfahren im Obduktionswesen über Innovationen wie die Kryonik bis hin zu ästhetischen Vereinnahmungen, die die Ambivalenz von Ekel und Faszination produktiv aufgreifen. Es gilt fraglos als ›Normalität‹, sich von einem verstorbenen Menschen insofern zu trennen, als seine Leiche eben nicht mehr als dieser Mensch, sondern als postmortale Repräsentation dessen gedeutet wird, was er gewesen ist. Gleichsam gilt es nicht mehr als ausgemacht, welche Relevanz dieser Repräsentationszusammenhang in Verbindung mit Bestattungsmodalitäten und insbesondere mit Trauerhandlungen noch ausübt. Mit einem offenen Auge und Ohr für abweichende Interessenlagen bei Hinterbliebenen, aber auch bei ›Theoretiker*innen‹ lassen sich gegenwärtig zahlreiche Ansätze identifizieren, die das Spannungsverhältnis von toter Materie und lebendiger Bezugnahme auf die mit diesem ›Totsein‹ assoziierte Person anders denken – mithin provokativ anders. Die Denkanstöße oder – mit Blick auf einige Kontroversen in diesem Bereich – die vorhandenen Grenzüberschreitungen korrespondieren somit mit den Umbrüchen und Aneignungstendenzen jener Facetten des Umgangs mit dem Tod, die losgelöst vom toten Körper existieren. Dazu zählen beispielsweise unterschiedliche Narrative über den tatsächlichen oder grundsätzlichen Zeitpunkt des Sterbebeginns, die Kriterien der Todesfeststellung, moralische Direktiven zum Verhalten in einer bzw. der Trauerphase und selbstverständlich auch transzendentalistische Vorstellungen über das (un-)mögliche Fortleben von (wahlweise) Seele, Bewusstsein oder Geist. Neben den selbstständig entschiedenen Verhaltensweisen stehen in einer bisweilen nur

geahnten oder gewussten, manchmal aber auch auf den Webseiten von Bestatter*innen, Trauerbegleiter*innen, Selbsthilfeorganisationen oder ›Ritualdesigner*innen‹ sichtbaren Weise einige weitere Varianten, wie man sich zu dieser oder jener todesbezogenen Angelegenheit positionieren könnte, wenn man denn müsste (oder meint, zu müssen).

In diesem diskursiven Dickicht helfen wissenschaftliche Perspektiven weiter. Die Tätigkeit des ›Wissenschaftens‹ findet im besten Fall jenseits von pragmatischen Verwertungsinteressen statt, nicht aber jenseits einer an der Sache selbst orientierten Neugier, die zum Nachforschen, Nachbohren und zum Aufzeigen von Unklarheiten und Widersprüchen führt. Während Sterben, Tod und Trauer traditionell, aber oft auch nur in marginaler Position in der Medizin, der Theologie und der Philosophie verhandelt wurden (und in seltenen Anflügen auch in der Rechtswissenschaft), ist die Soziologie bislang nicht unbedingt durch thanatologische Kompetenz aufgefallen. Dieser Schein trägt jedoch: Bereits die frühesten Klassiker – Auguste Comte, Max Weber, Emile Durkheim, Georg Simmel, Max Scheler – haben das Ende des Lebens mitsamt diverser Begleiterscheinungen für wert befunden, näher betrachtet zu werden. Erst in den 1960er Jahren, als die Disziplin ohnehin an gesellschaftlicher Reputation gewann und als Studienfach beliebt wurde, wurden erste zum Teil auch empirische Arbeiten greifbar, in denen sich bereits zaghaft abzeichnete, was in späteren Veröffentlichungen immer deutlicher akzentuiert wurde und mit dem hier anvisierten Projekt als Faktum postuliert werden soll: dass nämlich die Untersuchung des Lebensendes in erster Linie eine Untersuchung der facettenreichen Bestandteile des sozialen Lebens und genau damit der immer wieder in Frage zu stellenden Kultur des sterbenden, toten und trauernden Menschen ist.

* * *

In diesem Sinne möchten wir das *Jahrbuch für Tod und Gesellschaft* als Heimat für Publikationen verstehen, die sich aus einer soziologischen Perspektive bzw. aus der Sicht benachbarter Disziplinen mit Phänomenen des Sterbens, des Todes und der Trauer befassen. Empirische Beiträge sind ebenso willkommen wie theoretische Auseinandersetzungen. Ziel des Jahrbuches ist die Weiterentwicklung der gegenwärtigen thanato(sozio)logischen Erkenntnislage, zugleich aber auch die Vernetzung nationaler und internationaler Forschung auf hohem wissenschaftlichem Niveau. In der Beschäftigung mit dem Lebensende findet die Soziologie längst zu eigenen theoretischen und methodologischen Erkenntnissen, die das Thema aus der beschriebenen Umklammerung der Medizin und der Naturwissenschaften, aber auch der Theologie und der Religionswissenschaften herauslöst. Im Jahrbuch sollen Studien erscheinen, die die gesamte Bandbreite der Fundamente, Arbeitsweisen und Erkenntnismöglich-

keiten der Thanato(sozio)logie abbilden und kritisch beleuchten. Insofern soll es dem regelmäßigen und kontinuierlichen Austausch dienen und neuen Einsichten eine öffentlichkeitswirksame Plattform bieten. Nicht zuletzt soll mit dem Jahrbuch die soziologische Position innerhalb der bestehenden Felder der Todesforschung gestärkt sowie die Thanatosoziologie inmitten des sozialwissenschaftlichen Betriebs sichtbar werden.

Das Jahrbuch ist das Ergebnis der Zusammenarbeit des seit 2018 bestehenden, seit 2020 offiziell der Sektion ›Wissenssoziologie‹ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie angehörenden *Arbeitskreises Thanatologie*. Er setzt sich aus langjährigen Expert*innen dieses Forschungsgebietes zusammen, hat bereits mehrere Tagungen und Workshops veranstaltet und diverse thanatologische Publikationen vorgelegt (siehe www.thanatologie.eu). In mehreren Zusammenkünften, die bislang u. a. an den Universitäten Passau, Weimar, Bonn und Hildesheim stattfanden, hat sich ein produktiver und vor allem kontinuierlicher Austausch ergeben. Interessierte Kolleg*innen mit thanatologischen Forschungs- und Publikationsinteressen sind hiermit herzlich zur Mitarbeit am Jahrbuch und zu den gemeinsamen wissenschaftlichen Aktivitäten des Arbeitskreises eingeladen.

»Der Tod«, schreibt Montaigne, »ist wie eine Speise, die man schlucken muß, ohne zu kauen, wenn man nicht eine ganz unempfindliche Kehle hat.« Inwiefern man unser Jahrbuch als zu dieser Mahlzeit gehörende Menükarte verstehen kann, möchte wir Ihnen, liebe Leserin und lieber Leser, selbst überlassen. Appetit zum Weiterdenken wünschen jedenfalls

*Thorsten Benkel • Ekkehard Coenen • Ursula Engelfried-Rave •
Matthias Meitzler • Melanie Pierburg • Miriam Sitter • Michaela Thönnies*

I Beiträge des Wissenschaftlichen Beirates

Vom Nahtod zur Thanatosoziologie

(Rück-)Blicke auf die Entwicklung
(m)eines Forschungsfeldes

From Near Death Experiences
to Thanato Sociology

(Retrospective) Views on the Development of
a Research Field

Hubert Knoblauch

In diesem Beitrag wird ein Rückblick auf die jahrzehntelange Forschungsarbeit des Autors an thanatologischen Fragestellungen sowie auf die generelle Entwicklung dieses sozialwissenschaftlichen Arbeitsgebietes geworfen. Ausgehend von empirischen Recherchen zu Nahtod-Erfahrungen entstand das Interesse, eine vertiefende soziologische Aufklärung des Todes zu betreiben. Innerhalb der auf diesem Weg betriebenen Soziologie des Sterbens und des Todes wurden Spezialfelder wie Euthanasie, Hirntod, Organspende und Hospiz mehr als nur gestreift. Ein interdisziplinäres Projekt brachte schließlich die Soziologie mit Recht und Medizin zusammen, was zur Ausarbeitung des Konzepts der Transmortalität führte – und damit zur Fokussierung einer wiederum erweiterten Perspektive auf den gesellschaftlichen Umgang mit dem toten Körper.

Thanatosoziologie, Nahtod-Erfahrung, Ethnographische Feldforschung, Transmortalität, Sterben

This article looks back on the author's decades of research on thanatological matters, which at the same time highlights the general development of this field within the social sciences. Based on empirical research on near-death experiences, the interest arose in pursuing an in-depth sociological explanation of death. With the sociology of dying and death operated in this way, special fields such as euthanasia, brain death, organ donation and hospice were more than touched upon. An interdisciplinary project finally brought sociology together with law and medicine, which led to the elaboration of the concept of transmortality and thus to the focus on an expanded perspective on how society deals with the dead body.

Thanato sociology, near-death-experience, ethnographic field research, transmortality, dying

Auch wenn die Menge der wissenschaftlichen Publikationen, Zeitschriften und Jahrbücher rasch zunimmt, ist die Erstaussgabe eines *Jahrbuchs für Tod und Gesellschaft* gerade im deutschsprachigen Raum ein beachtliches Ereignis.¹ Wer Forschung über Gesellschaft auch als Teil der Gesellschaft betrachtet, wird darin ein Zeichen der Veränderung im Umgang mit dem Tod erblicken. Diese gesellschaftliche Veränderung ist auch ein zentrales Thema meiner Arbeit im Themenfeld von Tod und Gesellschaft gewesen, zu dem ich lange geforscht und eine Reihe von Arbeiten geschrieben habe.

Weil ich hier nicht mit rezenter Forschung aufwarten kann, böte dieser Eröffnungsband zwar die Gelegenheit, noch einmal mehr ältere Untersuchungen aufzufrischen. Allerdings habe ich erst unlängst eine Arbeit verfasst, in der ich die Entwicklung meiner eigenen Forschung zu unterschiedlichen Aspekten des Themas bzw. auch von drei verschiedenen drittmittelfinanzierten Forschungsprojekten diagnostisch unter dem Titel der »Refiguration des Todes« zusammengefasst habe (Knoblauch 2021a). Dabei handelt es sich nicht um eine impressionistische ›Zeitdiagnose‹, sondern um den Versuch einer empirisch begründeten Gesellschaftsdiagnose, die den Wandel der letzten Jahrzehnte erfasst.² Statt von einer sequentiellen Epochisierung in ›Moderne‹, Spätmoderne und Postmoderne geht sie von einem Modell gleichzeitig ineinander geschobener Figurationen aus, die eine dynamische Spannung entfalten, aus der sich die gegenwärtigen Formen erklären lassen.

Um hier nicht einfach schon Gesagtes zu wiederholen, folge ich der Aufforderung der Herausgeber, persönliche Perspektiven auf die Forschung einzubringen. Ja mehr noch, ich möchte sie hier selbst leitend werden lassen. Die eigene persönliche Perspektive neigt zu den Genres der Biografie und Autobiografie, doch müssen diese Genres keineswegs nur literarischen Charakter haben – den ich auch nicht versprechen kann. Gerade der Blick auf das eigene Tun hat in der gesamten Wissenschaft spätestens seit Kants ›kopernikanischer‹ Revolution einen hohen erkenntnistheoretischen Stellenwert und tritt deswegen auch in der ansonsten so objektivistischen Soziologie eines Parsons, Lazarsfeld oder Shils auf (Parsons/Lazarsfeld/Shils 1975). Meine eigene Vorstellung schließt eher an Bourdieu (2001) an, der die soziologische Selbstreflexion des Forschenden in den Kern seiner reflexiven Soziologie stellt. Ich schließe mich dieser reflexiven Soziologie entschieden an, folge hier aber nicht der von Bourdieu eingeforderten sozialstrukturellen Verortung und der damit einhergehenden kritischen Betrachtung des eigenen Habitus. Indessen zeigt die ge-

-
- 1 Für Kommentare und Korrekturen bedanke ich mich bei Frederike Brandt und Ricarda Kaiser.
 - 2 Ausführlicheres und Genaueres zur näheren Bestimmung dieses Konzeptes der Gegenwartswartdiagnose findet sich in Knoblauch 2019.

rade erwähnte, etwas (um ein Wort Nietzsches zu verwenden) »heroische« Darstellung von Parsons, Lazarsfeld und Shils (1975) und die ausschließlich an eigenen Kategorien geleitete Betrachtung Bourdieus, dass die Perspektivität der eigenen Subjektivität gerade (und nicht nur) bei der autobiografisch verfahrenen Betrachtung stärker berücksichtigt werden sollte. Die zeitliche Entwicklung der (um es mit Luhmanns vereinfachender, aber eingängiger Begrifflichkeit zu sagen) Beobachteten und der Beobachtung ist immer auch die Zeit der »Beobachter*innen«, die sich der Erforschung des Themas und ihrer sozialen Formen annehmen.

So sehr die Subjektivität und die Offenlegung der eigenen Beobachtersposition deswegen durchaus ein Thema jeder Wissenschaft ist, soll es hier weder um eine phänomenologische Analyse des relationalen Subjekts gehen, das nicht schweigt, noch um eine Art autobiografisches Bekenntnis im Sinne einer selbstreflexiven Soziologie.³ Vielmehr möchte ich mich im Folgenden auf den Gang der Entwicklung der thanatosozilogischen Forschung beschränken, wie ich ihm auf meinem eigenen akademischen biografischen Weg begegnet bin, wie er sich aus meiner Perspektive darstellt und wie ich ihn (um es terminologisch zu sagen: als Handelnder) auch selbst aktiv begangen habe. Weil meine Beschäftigung mit diesem Thema nun mindestens 30 Jahre zurückreicht, fällt diese Betrachtung formal in die Wissenschaftsgeschichte der Thanatosozilogie und in diesem Rahmen auch der sozialwissenschaftlichen Thanatologie – wie klein die Anteile dieses Bereichs an der Wissenschaftsgeschichte und wie klein meine Beiträge zu diesem Bereich auch immer sein mögen.

Um die Reflexion der persönlichen Perspektive aufzunehmen, möchte ich hier indessen nicht erläutern, welche Befunde der thanatologischen Forschung aus meiner Perspektive die richtigen, zutreffenden und wahren sind. Vielmehr möchte ich bei der folgenden Darstellung den Gang dieses Forschungs- und Wissenschaftsfeldes skizzieren, soweit ich daran beteiligt war und soweit ich daran beteiligt wurde. Dabei werde ich auch Personen erwähnen, die diese Beteiligung ermöglichten, ohne jedoch deren Schriften hier aufführen zu können.

Diese Skizze erfolgt allerdings nicht auf der Grundlage einer systematischen Rekonstruktion von biografischen Dokumenten; sie kann, auch wegen des knappen Rahmens, nur einen kursorischen Charakter annehmen. Die Darstellung folgt der Dokumentation meiner Texte, Treffen und Projekte in meinem digitalen Archiv. Wenn ich deswegen eine verhältnismäßig große Zahl meiner Arbeiten in diesem Text anführen werde, dient das nicht einer Selbstinszenierung, sondern eben der Dokumentation dieser persönlichen Perspek-

3 Die Arbeit von Eribon (2016) dürfte ein Beispiel für die letzte Form sein; die phänomenologische Reflexion der wissenschaftlichen Subjektivität habe ich z. B. in Knoblauch (2021b) skizziert.

tive; weil es hier aber nur um meinen Weg des Forschens geht, sollen sie wenigstens im Vorbeigehen auf das verweisen, was da eigentlich erforscht wurde und was die Forschung erbracht hat.

Erste Begegnungen mit dem ›Nah-Tod‹

Gerade bei einem Thema, das in der wissenschaftlichen Debatte so marginal ist wie das Verhältnis von Tod und Gesellschaft, geht der Zugang für junge Forschende notwendigerweise mit einer gewissen Unkenntnis einher und verläuft über akademisches oder gar populäres Allgemeinwissen. In der Zeit meines Studiums, was Ende der 1970er Jahre an der Universität Konstanz begann, spielte Foucault (1976) mit seiner *Geburt der Klinik* (die auch das Thema Sektion behandelt) noch keine tragende Rolle, da er in den 1980er Jahren in der deutschsprachigen Soziologie eher randständig war. Der zeitweilig in Konstanz lehrende Norbert Elias hatte dagegen eine größere Bedeutung – sein Buch über die *Einsamkeit der Sterbenden* erschien 1982. Im Umfeld der von Luckmann geprägten Konstanzer Soziologie waren es aber vor allem damals rezente mustergültige ethnographische Studien aus den USA, wie etwa Glaser und Strauss' (1965) *Awareness of Dying* und David Sudnows (1967) *Passing On. The Social Organization of Dying*,⁴ die das Thema von Tod und Sterben auch für Studierende interessant machten. Die britische *Sociology of Death* trat, soweit ich sehe, erst später auf (Clark 1993).

Außerhalb der Wissenschaft stellt die christliche, zumal die süddeutsch-katholische Kultur der vermeintlich sehr modernen Todesverdrängung schon im Kreuzsymbol ein verfestigtes Memento mori entgegen, so dass der Tod wenigstens symbolisch seine Präsenz durchaus wahrnehmbar machte. Wenn ich mich frage, wie ich selbst zum Tod als wissenschaftlichem Interessensgebiet kam und damit also eine »Wertbeziehung« (im Sinne Webers) aufnahm, dann stand dahinter jedenfalls keine unmittelbare persönliche Betroffenheit, schließlich begegnete ich dem Tod und Sterben in meinem privaten Umfeld erst sehr spät, als ich mit der Forschung schon begonnen hatte. Im öffentlichen Diskurs ist mir die Bedeutung von Tod und Sterben zum einen durch AIDS deutlich geworden – ein Thema, auf dessen soziologische Dimension mich Anne Honer und Ronald Hitzler bewusst machten. Dass ich mich dennoch mit dem Tod beschäftigen wollte, hängt vermutlich nicht zuletzt mit meinem religionssoziologischen Interesse zusammen. Aber auch Schütz' Phänomenologie, deren Ausnahmestellung ja auch durch ihre Beschäftigung mit den mannigfal-

4 Die deutsche Übersetzung von Sudnows ethnomethodologischer Arbeit *Organisiertes Sterben* war 1973 in der Fischer-Reihe von Luckmann herausgegeben worden.

tigen Wirklichkeiten begründet ist (Schütz 1971), stellt immer wieder die Frage nach der Rolle des Todes in der Lebenswelt – wenngleich zumeist in einem sehr philosophischen Rahmen, in Anlehnung an und in Abgrenzung zu Heidegger. Schließlich war auch die damals im Austausch mit Anne Honer, Roland Girtler und später auch Stefan Hirschauer und anderen erfolgte (Wieder-)Erfindung der Ethnographie als einer soziologischen Forschungsmethode im Spiel, bei der ich mich häufig mit eher marginalen Themen beschäftigt habe. Für mich erleichterte die Marginalität der von mir gewählten Themen die »Befremdung der eigenen Kultur« (Hirschauer/Amann 1997) und damit einen soziologischen Zugang zur eigenen Gesellschaft. Weil sie für viele andere auch nicht Teil ihrer Lebenswelt waren, sind Tod und Sterben gewissermaßen »fremd«. Und da ich zeitweilig direkt mit Blick auf einen (damals hoch frequentierten) katholischen Friedhof gewohnt habe, hatte ich in meiner Faszination für das Ethnographische eine Weile lang mit dem Gedanken gespielt, Beerdiigungsrituale zum Gegenstand zu machen – schon im Studium hatte mich die großartige Friedhofstudie von Warner (1959) fasziniert. Doch auch wenn ich in meiner akademischen Jugend (und der Jugendzeit der neuen soziologischen Ethnographie in Deutschland) die Feldforschung als eine Art soziologische Bewährungsprobe im Umgang mit Menschen und als Form der Entdeckung und Anerkennung der Vielfältigkeit der Kultur auch in unserer Gesellschaft empfand, so erschien mir der Gedanke an eine beobachtende Teilnahme oder teilnehmende Beobachtung von Beerdigungen doch selbst in meiner Phase (akademisch-)jugendlichen Übermuts als unethisch oder, um die damals geläufigere, eher religiöse Kategorie zu nutzen, pietätlos.

Nahtod und Todesnähe

Die Grenze, die mit der Pietät bezeichnet wurde, erschien mir aber auch als herausfordernd. Vielleicht war es deswegen, dass mein Interesse, »irgendetwas mit Tod und Sterben« zu machen, dann beim Thema der Nahtoderfahrung landete. Dabei sollte ich erwähnen, dass mein Weg in die akademische Welt wie bei vielen im Rahmen der Projektifizierung der Wissenschaft eigentlich immer aus mehreren Wegen bestand, dass – zusätzlich zu den Pflichtaufgaben (der Lehre, den Verwaltungsaufgaben und den verschiedenen Ämtern) – nebenher, ineinander verschachtelt und häufig auch zugleich mehrere Interessen verfolgt werden mussten, konnten und durften.

Auch um dieses speziellere Thema zu »entdecken«, musste man kein*e Gelehrte*r sein, denn die »Nahtoderfahrungen« waren allenthalben in den Medien. Angeregt davon begann ich die bekannteren Arbeiten zu diesem Thema zu lesen: Moody, Ring und vor allem die verehrte Kübler-Ross (zu deren Tod ich sogar später den Nachruf in der NZZ schreiben durfte). Sie waren in allen

für die gesellschaftliche Ordnung des Wissens damals noch so wichtigen Buchhandlungen präsent und wurden zunehmend nicht mehr in die akademischen Disziplinen, sondern in die Rubriken Esoterik, New Age und Lebenshilfe eingeteilt. Die Lektüre dieser Texte brachte mich auf eine Idee, die zunächst ganz der Linie der Konstanzer Schule folgte: Es herrschte zwar einhellig die Meinung vor, die Nahtoderfahrung sei eine einheitliche und universelle Erfahrung, doch schienen mir die Forschungen durchgängig zu übersehen, dass sie es nicht mit einer ›Erfahrung‹, sondern mit der sprachlichen Rekonstruktion einer Erfahrung zu tun haben. Was lag näher für eine von Luckmann geprägte Gattungsforschung, wie sie damals zusammen in Konstanz betrieben wurde, als hinter der in der Literatur bei Moody, Ring oder Kübler-Ross behaupteten Einheitlichkeit der Nahtoderfahrung eine verfestigte kommunikative Gattung der Rekonstruktion dieser Erfahrungen zu vermuten?

So begann ich (auf eigene Faust, auf eigene Kosten und in dem Teil der Freizeit, den mein Freund Ronald Hitzler als »sinn-frei« bezeichnete) die ersten Interviews im Raum Konstanz (der die Nord-Schweiz miteinschließt) durchzuführen – zunächst im Schneeballsystem, dann mit geschalteten Zeitungsanzeigen. Zwar habe ich in meinem Leben zahllose Interviews geführt, selten aber hatten sie mich so sehr begeistert. Doch so faszinierend die Interviews auch waren, so »enttäuschend« war das Ergebnis mit Blick auf die Forschungsfrage: Nicht nur war die Gattung gar nicht so einheitlich, auch die Erfahrungen schienen es nicht zu sein. Ich war ein wenig irritiert, wusste die Befunde nicht zu deuten und ließ die Sache auch wegen anderer Aufgaben eine Weile lang mehr nebenherlaufen, bis ich glücklicherweise mit einem guten Kollegen aus dem Freiburger Institut für Parapsychologie bei einer Tagung darüber sprach (wie das ohne Zoom damals üblich war: beim abendlichen Bier). Er brachte mich auf die Idee, dieses offene Problem im Rahmen eines Projektes zu verfolgen, und da es ein neues grundlagenwissenschaftliches Forschungsprogramm gab, in dem dieses Thema sehr gut passen würde, entwickelte ich zusammen mit dem damals noch in Konstanz Soziologie studierenden Bernt Schnettler einen Antrag. Um den von der bisherigen Forschung abweichenden Befund überprüfen zu können, entwarfen wir eine repräsentative Umfrage zum Thema Nahtoderfahrung, und für die nötige quantitative Kompetenz nahmen wir Ina Schmidt-Knittel mit ins Boot, die über große Kenntnisse in der standardisierten empirischen Sozialforschung verfügte. Dass sie ursprünglich aus der ehemaligen DDR stammte, war für den ost-westdeutschen Vergleich der (damals noch frisch wiedervereinigten) BRD-weiten Umfrage sicherlich ebenso ein Glücksfall wie das mit beiden entwickelte, raffinierte Umfrage-Design.

Der populäre Tod

Das Projekt muss ich hier nicht groß erläutern, denn wir haben seine Durchführung und seine Ergebnisse mehrfach und in einem Forschungskontext dargestellt, dessen Zusammenhang wir im deutschsprachigen Raum selbst mit hergestellt haben (Knoblauch/Soeffner 1999; Knoblauch/Schmied/Schnettler 2001). Es sollte aber wenigstens bemerkt werden, dass sich die Annahme der Uneinheitlichkeit der Nahtoderfahrung mehr als bestätigt hat – sehr zum durchaus polemisch vorgetragenen Ärger jener auch naturwissenschaftlich Forschenden, die mit der These der Einheitlichkeit gerne die Bestätigung einer basalen Religiosität verbinden.⁵ Besonders der schon angesprochene Ost-West-Vergleich belegte eine deutliche Abhängigkeit der verschiedenen Muster von (religiösen/säkularen) Kulturen. Zudem zeigte sich überraschend eine sehr breite Verteilung der (von Interviewenden eines Umfrageinstituts mitgeteilten) Nahtoderfahrung, die in der Forschung bis dahin als ›tabuisiert‹ gegolten hatte: Im Osten wie im Westen waren es circa 3,6 Prozent. Bei der Analyse der Daten legten wir Wert auf strenge Wissenschaftlichkeit. Nachdem mich ein Lektor des Herder-Verlags überzeugt hatte (und da die Suche nach einer festen Stelle und die Umgänglichkeit meines ersten Kindes mir durchaus etwas Zeit verschaffte), habe ich auch ein Buch zur Studie geschrieben, das an die breitere Öffentlichkeit gerichtet war (Knoblauch 1999). Die Reaktion darauf war für mich überraschend und neu: Anfragen auf Interviews häuften sich, und einem großen, sehr positiven Artikel in der *Zeit* folgten der *Fokus*, die *NZZ* – aber auch die populärere *Neue Bildpost*, das *PM-Magazin* und unzählige regionale Zeitungen. Radiosender ließen nicht auf sich warten (Bayern 2, SWR 1, SWR 2, WDR 5, Hessischer Rundfunk, NDR 4, Deutschlandfunk usw.) und dann verschaffte auch das Fernsehen dem Thema eine unverhoffte Öffentlichkeit (ZDF: *Mona Lisa*, DRS: *Quer*, 3Sat: *Kulturzeit*, ProSieben: *Galileo*, WDR, Arte).

Biografisch war diese Begegnung mit den Medien zunächst sehr aufregend, akademisch jedoch sehr unbefriedigend, zumal das Konzept der Wissenschaftskommunikation erst andeutungsweise bekannt war (die DFG hatte schon einen Preis ausgelobt). Allerdings war ich auch zunehmend enttäuscht von der starken Tendenz zur Vereinfachung und zur Wiederholung desselben in der öffentlichen Debatte; weil dabei methodische oder konzeptionelle Kritik kaum möglich war, wurde auch die Differenz zu religiös motivierten Laienforschenden eingeebnet, die dem christlichen, dem okkult-parapsychologischen oder dem esoterischen (New-Age-)Lager angehörten. Die populären Medien

5 Es ist nicht überraschend, dass die Hypothese der Einheitlichkeit von den standardisierten Fragebögen verifiziert bzw. reifiziert, von den offenen aber falsifiziert wurde (dazu Knoblauch 2014).

galten deswegen – nicht ganz zu Unrecht – im akademischen Raum als etwas anrühlich, so dass ich von vielen den Rat erhielt, sie zu meiden, um meine universitäre Karriere, genauer: meine damaligen Bewerbungen auf Professuren nicht zu gefährden.

Wie die Forschung eben Teil der Gesellschaft ist, so trug die Erfahrung dieser Popularität zu einer Erkenntnis bei, die die Forschung selbst auch enthielt: Sowohl in der Umfrage wie auch an deren Medienecho zeigte sich, wie wenig zumindest dieser Aspekt des Todes, also die Nahtoderfahrung, ›tabuisiert‹ und verschwiegen wurde. Diese Einsicht in die Popularisierung bildete den Grundstein für die darauf aufbauende, im deutschsprachigen Raum, soweit ich sehe, damals neue These von der Enttabuisierung des Todes (Knoblauch/Schnettler/Soeffner 1999). Diese These regte mich auch zu entsprechenden Überlegungen und Weiterführungen in der Religionssoziologie an (Knoblauch 2000) und bildet (vor allem neben den Arbeiten von und den Diskussionen mit Thomas Luckmann) den Ausgangspunkt für die Theorie des populären Todes (Knoblauch 2011) und der »populären Religion« (Knoblauch 2009). Die erstaunliche Verbreitung der Nahtoderfahrung belegte in meinen Augen (und schon deutlich vor der neuen Zuwendung der westlichen akademischen Diskussion des ›Postsäkularen‹) die anhaltende Rolle des Religiösen. Die in den Interviews erkennbare subjektive Dimension der Todesnäheerfahrung hat mich schließlich auf die Spur der ›neuen Spiritualität‹ gebracht (auch dies ein Thema, das in der deutschsprachigen akademischen Forschung damals meines Wissens neu war), die dann auch zu einem Kapitel in meinem (populären) Buch zur Todesnäheerfahrung (wie wir unsere diverse Form im Unterschied zur ›universalen‹ Nahtoderfahrung nannten) führte (vgl. Knoblauch 1999: 198ff.).

So fruchtbar die Forschung auch war, so wenig erfolgreich erwies sich die Hoffnung, weitere wissenschaftliche Bemühungen anzuregen, um die bleibenden Lücken, offenen Fragen und zweifellos noch bestehenden Probleme weiterzuverfolgen. Zwar hielt ich sowohl in dieser Zeit mehrere Dutzend populäre wie auch akademische Vorträge zu diesem Thema, doch folgten dem großen Interesse, das die außer- und innerwissenschaftliche Öffentlichkeit am Thema zeigte, keine wirklich ernsthaften und gut ausgearbeiteten Vorschläge zu Forschungsprojekten.

Besonders nach meinem Antritt einer ersten Professur stellte sich mir deswegen damals durchaus die Frage, ob und wie das Thema weiterverfolgt werden konnte und sollte. Mir wurde zunehmend bewusst, dass ich mit der Erforschung der Nahtoderfahrung in eine etwas verklärte Seite eines Themas hineingeschlittert war, das zweifellos von größerer gesellschaftlicher und kultureller Relevanz ist: Es ist die soziale Form des Todes, die Frage nach seiner kulturellen Reflexion und vor allem auch der gesellschaftliche Umgang mit Tod und Sterben. Die Todesnäheforschung hatte mir deutlich vor Augen geführt, dass

auch die wissenschaftliche Beschäftigung einen – wenn auch eher bescheidenen – Beitrag in Richtung einer ›soziologischen Aufklärung des Todes‹ leisten kann, wie Ralf Dahrendorf (1968) dies in einem etwas anderen Zusammenhang nannte. Dass die Verfolgung einer wissenschaftlichen Forschung zu diesem Thema selbst schon Folgen für die Gesellschaft haben kann, die auf einen bewussteren Umgang mit Tod und Sterben hinauslaufen sollte, erscheint mir noch heute nicht als eine Abschwächung der von Weber geforderten Werturteilsfreiheit. Sie sollte in meinen Augen ein noch immer zu verfolgendes Postulat auch der Soziologie bleiben, denn sie wird von der Frage der Auswahl des Themas der Forschung – also das, was Weber die Wertbeziehung nennt – nicht wirklich betroffen, geht es bei der Auswahl doch gar nicht darum, schon ein Urteil über das Erforschte gefällt zu haben.⁶ Eine logische Folge und praktische Konsequenz dieser Überlegungen war, dass ich beschloss, meine Bemühungen fortzusetzen, um die Forschung auf diesem Gebiet weiterzutreiben und sie selbst weiterzubetreiben.

Auf dem Weg zur Thanatosoziologie

In der Folgezeit war das einzige Forum, in dem ich das Thema weiterverfolgen konnte, die Sektion Soziologie der Görres-Gesellschaft, deren Leitung ich in den 2000er Jahren von Arnold Zingerle übergeben bekam. Hier aber sollte es nicht mehr um die popularisierte Nahtoderfahrung gehen; vielmehr ging es um eine Soziologie des Todes und des Sterbens. Hospiz, Hirntod oder Euthanasie waren Themen, zu denen ich bei mehreren Jahrestagungen nacheinander bedeutende Forschende auf diesem Gebiet in kleinem Kreise versammeln konnte, wie Petra Gehring, Werner Schneider, Ursula Streckeisen oder Armin Nassehi.⁷ In dieser Zeit bemerkte ich auch schon bestehende und die Bildung neuer Kreise, die sich überschneiden konnten: Armin Nassehi plante einen großen Sonderforschungsbereich bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu Tod und Sterben, Gesa Lindemanns Forschung zum Hirntod wurde breit rezipiert, und im Rahmen eines Rundgesprächs kamen auch einige der älteren Kollegen in mein Blickfeld, die das Thema schon sozusagen eine Generation davor auf ihre Weise ausgearbeitet hatten, wie Klaus Feldmann, Werner

6 Im Unterschied zum Werturteil als »wertende Stellungnahme« zu einem empirischen Sachverhalt bestimmt die Wertbeziehung das Interesse, »welches die Auslese und Formung des Objektes einer empirischen Untersuchung beherrscht« (Weber 1988: 510f.). Es steht außer Frage, dass die analytische Unterscheidung zwar klar zu denken, im echten Leben der Forschung aber selten klar zu treffen ist.

7 Viele dieser Beiträge sind in dem von Arnold Zingerle und mir herausgegebenen Band zur Thanatosoziologie vereinigt (Knoblauch/Zingerle 2005).

Fuchs-Heinritz – und natürlich Alois Hahn, der damals auch noch empirisch zum Thema forschte. Mit einigen von ihnen, die sich 2006 in Darmstadt trafen, wurde auch ein Manifest erstellt, für das Petra Gehring federführend war.

Auch um diese Zeit war ich von der Philosophin Andrea Esser, dem Mediziner und Medizinhistoriker Dominik Groß und der Juristin Brigitte Tag zur Teilnahme an einem Forschungsvorhaben zur Obduktion eingeladen worden. In den ersten Gesprächen, vorbereitenden Tagungen und Vorbegehungen mit dieser Gruppe stellte es sich heraus, dass sich das Ende der Todesverdrängung und damit das soziologische Themenfeld ›Tod und Gesellschaft‹ als guter Rahmen für einen Antrag eignete, der dann 2007 zu einem von der Volkswagen-Stiftung finanzierten Forschungsverbund führte (zwischen Darmstadt, Berlin, Aachen und Zürich). Auch wenn ich selbst wenig Vorkenntnisse über die Sektion hatte, so erschien mir nach der eher ›ätherischen‹ Todesnähererfahrung die Fokussierung auf den materialen toten Körper von besonderer Bedeutung, der ja mit dem enorm populären Interesse an der Plastination (erinnert sei an von Hagens spektakuläre Ausstellungen), dem damals wachsenden allgemeinen Interesse am Körper und damit auch der Ausbildung einer ›Körpersoziologie‹ einherging (Groß et al. 2007).

Für mich war der interdisziplinäre Zusammenhang dieses Forschungsverbunds, den ich leiten durfte, einerseits eine große Bereicherung, kam ich doch mit Forschenden in Kontakt, die über großes Wissen zu diesem Thema verfügten und den soziologischen Binnendiskurs relativierten. Andererseits war ich nun als Soziologe angesprochen, der fürs Ganze zuständig sein sollte. Wie schon beim Todesnäheprojekt sah ich mich deswegen gedrängt, neben der für meine professionelle Identität damals so zentralen qualitativen Forschung (immerhin vertrat ich damals als Leiter die ESA-Sektion *Qualitative Methods*) quantitative Umfragen zum Thema zu erstellen, die ja dann auch sehr aufschlussreiche Ergebnisse liefern sollten.

Zeit meines Studiums war ich der Mathematik und auch der Statistik durchaus nicht abgeneigt, doch hatte ich bei diesem Projekt das Glück, mit zwei jungen Studentinnen und später Forscherinnen zusammenzuarbeiten, die ich in einem meiner Seminare zu Tod und Sterben kennengelernt hatte. Sie hatten, wie man so sagt, Feuer für das Thema gefangen und übernahmen nicht nur die Projektarbeit, die Fragebogenentwicklung und vieles andere mehr, sondern wollten sich der soziologischen Erforschung von Tod und Sterben und mithin dem Aufbau einer Thanatosoziologie oder sozial- und kulturwissenschaftlichen Thanatologie widmen. Die Energie und der Elan nicht nur dieser beiden jungen Frauen, sondern auch einer Reihe (aus meiner Sicht) neu hinzustoßender junger Forschender zu den mehreren aufeinander folgenden Veranstaltungen (etwa Ad-hoc-Gruppen auf Soziologiekongressen), warfen die Frage auf, ob sich die bisher doch sehr verstreuten und einzelnen Initiativen und Projekte tatsächlich in ein zukunftsfähiges Netzwerk von Forschenden